

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 17 (1913)

Artikel: Sagen aus dem Obersimmenthal (Lenk). II.

Autor: Allemann, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sagen aus dem Obersimmenthal (Lenk).

II.

Sammlung von H. Allemann, Lehrer an der Lenk.

Vorbemerkung. Als Grundlagen zu vorliegenden Sagengeschichten dienten mir nebst träumerischen Erinnerungen aus den Kinderjahren mannigfache Erzählungen meiner Schulkinder, eine Anzahl bejahrter Freunde und eine Anzahl Notizen der Schüler im Oberried, veranlasst durch Fräulein Lauber, Lehrerin. Allen sei auch hier herzlichst für ihre Mithilfe gedankt.

1. Das Brenggenfeld.

Von der Passhöhe des Hahnenmoos zieht sich gegen die Talschaft von Lenk hinab ein weit ausgedehntes, herrliches Gelände, „Brenggen“ genannt, welches heute als Bergwiesen benutzt wird. Vor alten Zeiten, da die ganze Gegend überhaupt viel fruchtbarer gewesen, war Brenggen ein einziges, grosses Getreidefeld, das jedes Jahr einen reichlichen Ertrag lieferte, oft beinahe bis zum Überfluss. Lustig klapperte weiter unten am Metschbach das Mühlrad und verkündete jeweilen den Bewohnern der gegenüberliegenden Talseite und des tiefen Talbodens die Menge des geernteten Korns durch seinen so und so viel Wochen andauernden, eintönigen Gesang. So konnten die schlauen Köpfe den Preis des Mehles jedes Jahr zum voraus berechnen. Das merkten die reichen Kornbauern von Brenggen und sahen oft spärlichere Ernten lieber als allzureiche, welche mehr Arbeit erforderten, aber nicht einen höhern Erlös eintrugen. Trotz absichtlich verminderter Fleiss der Bauern stund nun eines Sommers das Kornfeld in schönster Pracht und versprach einen ausnahmsweise reichen Ertrag. Das verdross die Leute erst recht, und sie beratschlagten, was zu tun wäre. In gottloser Verblendung wurde beschlossen, nur drei Wochen Korn zu mahlen, den Rest in den Bach zu werfen, und dieser würde die Körner in seinen Felskesseln weiter unten schon genügend mahlen. Den andern Talbewohnern sollte kein Mehl verkauft werden. Wer solches nötig hätte, könnte solches zu unterst im Metschgraben selbst holen und überdies geschenkweise bekommen. Keine Stimme erhob sich gegen diese schreckliche Versündigung, und die Bauern hielten Wort.

Ein Jahr war verstrichen, und der Winter brachte den Talleuten als Zugabe zum Frost noch harte Teurung. Das bekümmerte jedoch die herzlosen Brenggenbauern wenig. Wieder zogen Lenz und Sommer durch das Land und trotz lässiger Arbeit standen in Brenggen die dichtgedrängten Halme mit den geneigten Köpfen der vollen Ähren und warteten der Ernte.

Eines späten Abends fingen die Halme an zu rauschen, immer stärker und stärker, so dass männiglich an den Untergang der Welt glaubte. Am Morgen aber bemerkten die Bauern zu ihrem Schrecken, dass die Halme wohl noch standen; aber auch nicht eine einzige Ähre war mehr zu finden. Und sie konnten auch nicht wissen, wohin die Körner gekommen waren.

Als im Spätherbst Frost und Winde die zartern Pflanzen zur Erde legten, fand einer der Bauern eine kleine Öffnung in der Erde und Korn darin. Sogleich rief er seine Kameraden herbei, um das verloren geglaubte Korn heimzubringen. Etwa sechs Säcke wurden geladen. Die schmale Öffnung wurde nach unten immer weiter, und schon hoffte man, die ganze Ernte wiederzugewinnen. Doch das Korn war verdorben und ungeniessbar.

Trotz des grössten Fleisses und der eifrigsten Bemühungen der gottlosen Brenggenbewohner wollte das Korn von da an nicht mehr gedeihen. Die Häuser mussten verlassen und eine andere Wohnstätte aufgesucht werden.

Noch heute zeigt man am Metschberg oben im Steinpflaster vor einer Sennhütte einen Mühlstein. Von Zeit zu Zeit flüstert es noch aus der Erdöffnung wie das Rauschen des Kornfeldes, und vom versteinerten Mehl des vergeudeten Korns tragen die Kessel des Metschbachs eine weisslichgraue Färbung.

Über Korn- und Brotfrevel vgl. LÜTOLF 376 Nr. 348; BRÜDER GRIMM, Deutsche Sagen Nr. 236 ff.; VERNALEKEN, Alpensagen S. 4.

2. Das Britschenmännlein.¹⁾

Wenn der Senne seine Kuhherde Mitte Juli auf die höchsten Weiden treibt, dann scheint des zunehmenden Segens kein Ende werden zu wollen. Die Herden stehen im üppigsten und saftigsten Gras, das kniehoch gewachsen ist. Hie und da hebt eine Kuh bedächtig den Kopf, kaut an einem Grasbüschel, als wollte sie besonders lange daran kosten. Sie weiss nicht recht, ob sie noch mehr geniessen will von diesem Überfluss an Leckerbissen. Und wenn ihr dieses wilde Gras nicht besonders wohl mundete, würde sie gewiss

¹⁾ „Britschen“ = Käsemasse. In. 5, 1024.

nicht immer wieder von neuem die so verschwenderisch dargebotenen Grasbüschel mit ihrer rauen Zunge wegstreichen, bis die Milch im strotzenden Euter sticht und sie nach dem Stafel treibt. Durch ein nur leicht vernehmliches Muhen, das der Senne „Dreeschen“ nennt, und das sonst niemand versteht, teilt die eine dem Sennen ihren Schmerz mit. Die andere macht es augenfällig und lässt die Milch tropfweise auf den braunen Holzboden fallen, so dass im ausgetretenen Balken bald ein kleines, weisses Seelein entsteht. Doch der aufmerksame Melker kennt die Absonderlichkeiten jedes einzelnen Vierfüßlers gar wohl.

Es füllen sich die Melkeimer zum zweiten und dritten Mal. Es füllen sich die hölzernen Milchgebsen, und es füllt sich der mächtige Kupferkessel, und der Milchsegen findet nicht Platz darin. Der Senne muss „zuehidicke“.¹⁾

Wildes Gras erzeugt aber auch viel fettere Milch, diese mehr Rahm, und so gibt es dann auch bedeutend mehr Käsemasse. Hat der Senne dann den „Britschen“ genügend verkleinert und gehörig abgeführt, bis er auf der Hand auseinanderspaltet, dann nimmt er das saubere „Kästuch“, umwickelt es am einen Ende mit dem krummen „Käsbögli“, das ihm das Kästuch dem Kessiboden nach unter der Käsemasse hindurch führen hilft. Dann hebt er den „Britschen“ auf den „Brässel“²⁾ in das bereitgehaltene „Järb“.³⁾ Den zurückgebliebenen „Britschen“ holt er ein zweites, drittes und viertes Mal in gleicher Weise heraus bis auch gar nichts mehr im Kessel zurückbleibt als die Käsemilch.

Je mehr des Segens, desto sorgfältiger ist der ordentliche Mensch. So hielten es die alten Sennen, und die jungen sollen es ihnen nachtun.

Auf der Bommernalp, am Fusse des Wildstrubels, sömmerte vor alten Zeiten ein reicher Bauer seine stattliche Viehherde. Er selbst kam zwar selten hinauf und überliess die Arbeit seinen Knechten. Diese waren aber gottlose Gesellen und trieben mancherlei Spott.

Eines Tages nun war die Milch so reichlich geflossen, dass das weit geöffnete Järb den „Britschen“ nicht zu fassen vermochte. Statt nun zwei Käselaibe zu machen, wie sie es gar wohl hätten tun können, formte einer der Knechte aus dem übrig gebliebenen „Britschen“ ein kleines Männchen und stellte es neben die Käsbretter auf den „Brässel“. Auch das unschuldige Britschenmännlein musste den Spott der drei Knechte über sich ergehen lassen:

„Schlüf sälber i d's Järb, wenn d'magst,
Süseht spring us em Stafel, wenn d'chast.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so bekam das Britschenmännlein Leben, floh zum Erstaunen der drei Spötter davon

¹⁾ hinzudicken, die Milch in einem zweiten Gefäss gerinnen lassen, da sie im Kessel nicht Platz hat.

²⁾ Käsetisch.

³⁾ Holzreif, in dem die Käsemasse gepresst wird. Id. 3, 98.

und blieb verschwunden. Von dem ersten Schrecken erholten sich die Knechte bald wieder, lachten über den lustigen Streich und trieben weiter Spott.

Der Tag der Alpabfahrt war herangerückt. Die Knechte hatten aufgepackt und machten sich daran, die Herde talwärts zu treiben. In diesem Augenblick aber erschien ein grässliches Gespenst, ergriff die drei Knechte, zerriss sie in kleine Fetzen und warf sie auf das Dach.

Das Stafel wurde von da an von diesem Gespenst gehütet, und kein Mensch getraute sich, fürderhin über die Dachtraufe zu treten. Das bekümmerte den reichen Bauern sehr. Denn im Stafel bei den Fuchssteinen hatte er immer die „chüstigsten“¹⁾ Käse gemacht. So fragte er bald hier, bald dort, wie er das Gespenst vertreiben oder wenigstens bannen möchte. Ein berühmter Hexenmeister aus dem Wallis wusste endlich Rat. Diesem gemäss hielt er einen Stier acht lange Jahre, fütterte ihn reichlich und pflegte ihn aufs Sorgfältigste, so dass er zu einem gewaltigen, starken Tiere auswuchs, wie man sonst noch keines gesehen hatte. Ein Knecht sollte diesen Stier dann zu dem Stafel bei den Fuchssteinen führen. Als die acht Jahre um waren, getraute sich jedoch keiner der Knechte hinaufzugehen trotz der glänzenden Versprechen des betrübten Bauern. Endlich anerbte sich ein junges Mädchen, das Wagestück auszuführen.

Kaum war das Mädchen mit dem Stier bei dem Stafel angelangt, wurde die Türe mit gewaltigem Krachen aufgerissen, und das Gespenst stürzte wütend heraus. Da wurde der Stier rasend. Er rannte auf das Gespenst zu, spiesste es auf seine Hörner, warf es zu Boden und zerriss und zerstampfte es. Jetzt war das Stafel vom Gespenst befreit. Da es jedoch nicht ein Knecht war, der den Stier hinaufführte, so konnte im Stafel seither kein Käse mehr gemacht werden.

Deshalb stehen dort oben bei den Fuchssteinen heute nur noch Melkhütten, und die Milch muss unter beschwerlicher Arbeit morgens und abends zu den Sennhütten aufs Läger herab gebracht und dort verkäst werden.

Hin und wieder hören die Sennen noch jetzt dort oben ein eigenartiges Pfeifen. Junge Leute und Jäger wollen

¹⁾ schmackhaftesten.

wissen, es sei das Pfeifen der Murmeltiere; aber die Alten glauben das nicht.

KÜEFFER S. 84 Nr. 19; VERNALEKEN, Alpensagen S. 203 Nr. 148. Über den zerrissenen Sennen vgl. JEGERLEHNER, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis 15 Nr. 18, den erlösenden Stier vgl. JEGERLEHNER, Sagen aus dem Unterwallis 77 Nr. 9, 90 Nr. 9, 177 Nr. 15 und die Anm. dazu, sowie LÜTOLF 326 Nr. 274.

3. Die Wallbachsau.

In weitem Bogen führt der Wallbach seine Wässerlein vom Trüttlisberg herunter ins Tal von Lenk, bald durch blumige Bergwiesen, durch dunkle Bergwälder, durch Schluchten und Geröllfelder, grad so, wie es sich auf einer so weiten Reise treffen mag.

Eine Frau des Tales konnte sich keiner Arbeit freuen, weil sie jede Anstrengung als Last empfand. Schlafen und herumgaffen schien ihr Lebenszweck zu sein, und wenn sie etwas tat, so war es höchstens ein Schmälen und Schimpfen über Land und Leute und über die mühevollen Zeiten. Und das tat sie in unflätigen und rohen Reden.

Hätte nicht der Mann durch unwirsches Poltern und Aufbegehren sie hin und wieder zur Arbeit gezwungen, wer weiss, ob die Frau jemals unter der Dachtraufe hervorgekommen wäre.

Auf entschiedenes Geheiss ihres Eheherrn machte sie sich einmal nach einer schweren Gewitternacht nicht ohne Verbitterung von ihrem Hause aus auf den Weg nach den Haslenbergmädern, wo ihr Mann schon seit frühmorgens das würzige Berggras mit scharfen Streichen in grosse Schwaden legte. Die Kinder aber waren der Mutter bald weit vorausgeeilt. Als sie spätnachmittags oben anlangte, glaubte sie, dass jene längst oben seien; aber der Vater hatte sie noch nicht bemerkt.

Der bekümmerte Mann ahnte nichts Gutes, als er durch kurze Worte das Allernotwendigste erfahren hatte. Er befürchtete, die halbwüchsigen Kinder könnten sich im Ronnenwald verirrt haben und in den angeschwollenen Bach gestürzt sein. Unmutig und bissig aber meinte die Frau, es wäre ihr „gragglich“,¹⁾ wenn die „Saubursch“ nicht mehr da wären.

Der Abend und die halbe Nacht verstrichen unter beständigem Suchen des geängstigten Vaters, den die schlimmen Worte erst recht beunruhigt hatten. Das Kopftüchlein des jüngern Mädchens war alles, was er finden konnte. Es war

¹⁾ gleichgültig.

ihm aber Beweis genug, dass seine Befürchtungen nur zu berechtigt gewesen waren. Unten bei den tiefen Felsenkesseln hatte er das Tüchlein an einer in die Fluten hängenden Tannwurzel gefunden, und die hoch aufspritzenden und schäumenden Wasser mochten wohl einander das traurige Schicksal der armen Kinder erzählen.

Der Wallbach behielt seine Opfer. Der lieblosen Mutter ging der Verlust ihrer Kinder aber doch zu Herzen und trieb sie in Erinnerung an ihre schlimmen Worte tagaus und tagein dem Wallbach entlang bis sie nicht mehr zurückkehrte und verschollen blieb.

Vor schweren Gewittern hört man seit jener Zeit in den tiefen Schluchten des Baches das lockende Grunzen der Wallbachsau, als ob ein Mutterschwein ihre Ferkel zu sich rufe. Die Leute der Gegend wissen, dass es die rohe Mutter der unglücklichen Kinder ist, die sie leichtfertig als Saubursch beschimpft hatte.

So warnt die Wallbachsau die Leute noch heute vor heftigen Ungewittern, die den Wallbach anschwellen und über die Ufer treten lassen. Sie kann keine Ruhe finden, solange die Gebeine der unglücklichen Opfer in den wilden Kesseln des Wallbachs rastlos herumgetrieben und nicht im Friedhof zur friedlichen Ruhe gebettet werden.

KÜEFFER 86 Nr. 21 u. 22.

4. Die Hexe im Bühlerweidschopf.

Die Talbauern von Oberried bewirtschafteten von Alters her ihre Gütlein in der Talsohle und pflegten ihr Vieh, des Winters im Tal, im Sommer auf den benachbarten Bergen. Die Sommerszeit brachte ihnen oft fast übermässige Arbeit. Hatten sie auf den Bergen ihre Tiere im Stalle gut besorgt, so steuerten sie talwärts, um das duftende Heu für den Winter einzuheimsen. Gegen Abend zogen sie wieder auf den Berg, bereiteten dort erst nachts ihren Käse und legten sich spät auf das duftende Heulager.

Eines Tages kam Studenpeter nicht zu Tal. Eine Ziege hatte sich in den Felsen versteigert, und es gelang ihm nur unter eigener Lebensgefahr, das Tier herunterzuholen. Die bekümmerte Mutter aber schickte das zehnjährige Dichteli²⁾ hinauf, um nachzusehen, was „Unguets“ geschehen sein könnte. Das Dichteli kannte ja den Weg zum Langerberg ganz gut

²⁾ Benedikta.

und würde sich kaum verlaufen. Zu oberst in der Bühlersweide verlor es jedoch die Wegspuren, irrte durch Wald und Geröll und stieg durch die schwer gangbaren Felsen hinauf. Da trat eine hässliche, alte Frau auf Dichteli zu, redete freundlich zu ihm und anerbot sich, ihm den Weg zu zeigen. Sie führte das weinende Kind auf einen vorstehenden Felskopf und warf das zitternde Geschöpfchen in die gähnende Tiefe, wo es, in drei Stücke zerschmettert, liegen blieb.

Schon seit Jahren hatte die grausame Hexe Mensch und Vieh, die in ihren Bereich kamen, erbarmungslos ums Leben gebracht.

Am gleichen Abend noch fanden die tiefbekümmerten Eltern die schrecklich verstümmelte Leiche Dichtelis und sie wussten gar wohl, wer ihnen solches angetan hatte. Vom Schmerz überwältigt tat Studenpeter den gottlosen Fluch: „Dass dich der Tüfel nehm!“

Die Hexe musste noch in der gleichen Nacht sterben. Die Talleute aber, denen sie so viel Leid zugefügt hatte, kümmerten sich nicht um sie, und die Leiche der Hexe wurde nicht auf den Friedhof gebracht. Der Geist der Hexe haust daher noch heute in einer Höhle in den Felsen ob der Bühlersweid.

Zu Weihnachten um Mitternacht wandern noch immer drei Lichter von einem Ort zum andern in beängstigender Schnelligkeit. Es ist der Geist der Hexe, der seine Opfer zusammensucht. Gelingt es ihm aber nicht, dieselben in der Mitternachtsstunde nach dem Friedhöfe in Lenk zu bringen, so muss er übers Jahr das grauenhafte Werk wieder beginnen. Das kleine Dichteli kann der rastlose Geist halt nicht finden, es liegt schon lange in friedlicher, gesegneter Erde.

5. Das Nachtlager auf dem Sanetsch.

Auf dem Sanetsch war vor uralten Zeiten da, wo sich jetzt über weite Strecken öde Geröllfelder ausdehnen, eine schöne Alpe mit vorzülichem Graswuchs. Der reiche Segen machte die Sennen übermütig und hartherzig, so dass sie keinem Armen auch nur ein Stücklein Zieger gegönnt hätten.

Eines Abends spät kam aus dem Wallis herüber ein altes Mütterchen und bat inständig um Unterkunft für eine einzige Nacht. Doch die geizigen Sennen auf dem Läger versagten

ihm sogar ein Nachtlager auf dem Heuboden, in der wohlberechneten Befürchtung, sie müssten ihm anstandshalber auch eine bescheidene Erfrischung spenden.

Traurig zog das Mütterchen weiter und gelangte zu unterst am Berg zu einem baufälligen Stäfelein, wo zwei alte Leutchen mit ihrer einzigen Kuh während des ganzen Sommers wirtschafteten. Zögernd erneuerte hier das Mütterchen seine Bitte, worauf die guten Leutchen ihm freudig ihr eigenes Lager abtraten und sich selbst auf dem Heubodenbetteten. Abends und morgens erhielt die Pilgerin eine bescheidene, jedoch kräftige Mahlzeit.

Mit herzlichem Dank verabschiedete sich am Morgen die zufriedene Alte. In ihrem Groll über die harten Sennen weiter oben am Berge verfluchte sie jedoch die fruchtbare Alpe, als sie das Gatter durchschritt.

Schon im nächsten Jahre verfiel die Alpe. Die schönen Hügel und Triften bedeckten sich mit Geröll, und von da an wuchs nur noch zu unterst am Berg etwas Futter, jedoch nicht mehr als für einzige Kuh.

KÜEFFER Nr. 48; GEMPELER II², 23; JEGERLEHNER, Sagen u. Märch. a. d. Oberwallis 150 Nr. 12 und Anm.; H. HERZOG, Schweizersagen 1 48 Nr. 41; 71 Nr. 67; 186 Nr. 189; vgl. GRIMM, Deutsche Sagen Nr. 45; Wyss, Reise in d. Berner Oberland I, 288; LENGENHAGER, Volkssagen a. d. Kt. Baselland (1874) S. 82; OVID, Metamorphosen 8, 626 ff.

6. Der Blümeliberg.

Zwischen Wildstrubel und Weisshorn dehnt sich ein weites Gebiet aus, „die tote Ebene“. In uralten Zeiten war das ganze Gebiet eine ausgezeichnete Alpweide, deren Futterertrag von so bedeutender Nährkraft war, dass die Kühe täglich dreimal gemolken werden mussten.

Zwei reiche Söhne waren die alleinigen Besitzer des geschätzten Berges, und sie wurden wegen ihres Besitztums nicht selten beneidet. Dieser Neid wiederum brachte Stolz und Hochmut in den Herzen der Sennen zum raschen Wachstum, während edlere Regungen der Herzen dahinschwanden.

Vom Tale herauf trippelte eines Tages ihr betagtes, blindes Mütterchen auf den Blümeliberg, um wenigstens noch einmal eine Ahnung an ihre Erinnerung der glücklichsten Erdentage empfinden zu können.

Eine alte Sitte der Sennen will es, dass auch der Fremdling die Berge niemals ungesättigt verlässt, von den nächsten Angehörigen gar nicht zu reden. Doch die Söhne gönnten ihrer alten Mutter nicht einmal das Bischen wertlose Leben, das sie noch fristete. Statt des köstlichen Rahms, wie sonst üblich, setzten sie der Blinden verdünnten Kuhdünger vor. Die Ahnungslose kostete davon, merkte aber sogleich den ruchlosen Sinn ihrer Söhne und verfluchte den Berg: „Wenn der Blümeliberg solche Nidle erzeugt, so soll er untergehn, so wahr mir Gott helfe!“

Der Fluch ging rasch in Erfüllung. Schon im nächsten Jahr wuchs auf dem ganzen sonst so fruchtbaren Berg kein einziger Grasbüschel mehr. Die ganze Ebene vereiste und wurde zu totem Gletscher.

Der Sohn, der diesen gottlosen Anschlag vorgab, irrt seit jener Zeit als Kuh auf dem Gletscher herum. Diese ist jedoch alljährlich nur einmal zur heiligen Zeit zu sehen. Sollte es jemals einem Menschen gelingen, diese Kuh zwischen elf und zwölf Uhr in der heiligen Nacht auf der toten Ebene zu melken und die Milch zu trinken, dann könnte der Senne wieder von seinem Banne erlöst werden. Das tote, öde Gelände könnte seine frühere Fruchtbarkeit wieder erlangen, und der Blümeliberg könnte sein Eigentum sein.

Mehrmals machten sich unerschrockene, kräftige Sennen daran, diesen kostbaren Preis zu erringen. Sie getrauten sich jedoch nicht, mit dem Melken zu beginnen und zogen unverrichteter Dinge wieder ab.

Einstens nahmen sich denn auch zwei kecke Burschen aus Adelboden vor, das Wagnis zu vollführen. Sie fanden wirklich gar bald die irrende Kuh und diese liess sich willig fangen. Sofort begannen sie mit dem Melken und lösten einander in der Arbeit ab, um ja zur rechten Zeit fertig zu werden. Sie gewahrten aber gar bald, dass im Eimer immer gleich viel Milch war. Auch war es ihnen unmöglich, von der Milch zu trinken. Denn jedesmal, wenn sie den Eimer zum Munde führten, sahen sie den blanken Boden des Gefäßes. So wurden sie inne, dass sie mit der Arbeit nicht rechtzeitig fertig werden konnten und brachten sich noch eben früh genug in Sicherheit.

Andernfalls wären sie in Stücke zerrissen worden.

LÜTOLF 264 Nr. 204; KOHLRUSCH 238; JEGERLEHNER, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis 8 Nr. 11 und 143 Nr. 1 und Anm.

7. Der Tanz mit dem Teufel.

Ein blutjunges, bildhüsches Töchterchen liebte das Tanzen über alles. Ja, wenn der Tanztag heranrückte, vergass es oft sogar das Essen. In bester Wohlmeinenheit suchten die Eltern diese übertriebene, verderbliche Tanzsucht schon frühzeitig zu bekämpfen durch mancherlei Zureden und bemühten sich, die Tochter von den zahlreichen Tanzbelustigungen möglichst fernzuhalten.

Wieder einmal war ein solcher Tanzsonntag angerückt. Der Vater war vom Füttern seines Viehes heimgekehrt, und die Familie setzte sich zum Essen. „Hüt chan ich doch umhi emal zum Tanze?“ bettelte das Mädchen, nachdem es durch besonders emsige Mithilfe der Hausgeschäfte in den letzten Tagen die Eltern günstig zu stimmen gehofft hatte. Die Mutter schwieg, aber der Vater stichelte: „Du findest glich nüt grächts u muescht bis zlöscht im Gang blibe stah.“ — „U wenn ich mit dem Tüfel müssti tanze, su wie's mir glich,“ war die Antwort. Und drauf wieder der Vater: „Su gang, du Zwinggrind!“ So putzte sich denn das Mädchen auf und erschien schon um die frühste Nachmittagsstunde auf dem Tanzboden, um ja keinen Tanz zu versäumen. Bis am Abend tanzte es wohl bald mit diesem, bald mit jenem Burschen; doch keiner machte Miene, es zu einem Glase einzuladen und sich zu ihm hin zu setzen. In Bitterkeit gedachte es der Worte des Vaters: „Du muescht bis zlöscht im Gang blibe stah.“ Da erschien ein braungekleideter, eleganter, junger Bursche, dem es im Tanzen keiner gleichtun konnte, und dazu mit so feurigen, bestechenden Blicken. Zur grossen Freude des Mädchens lud er es schon nach dem ersten Tanze zum Tische und tanzte die ganze Nacht mit ihm, ja er bat es zuletzt sogar, es nach Hause begleiten zu dürfen. Die unerfahrene Tänzerin war um so weniger gewillt, dies auszuschlagen, als der Vater ja geglaubt hatte, sie müsste „stehen“ bleiben. In ihrem Stolz und ihrem Freudentaumel malte sie sich sogar aus, der Vater selbst würde an diesem schmucken Burschen auch seine Freude haben. — Zu Hause angelangt, klagte der galante Tänzer über Schmerzen an den Füßen, da er ihrem flinken Drehn beim Tanze kaum zu folgen

vermocht hätte. Er bat sie, ihm die Schuhe auszuziehen. Willig löste sie die Schnüre, zog den einen Schuh aus, und — o Schrecken — heraus kam ein Bocksfuss. Sie hatte mit dem Teufel getanzt.

Laut aufschreiend stürzte sie sich zu ihren Eltern ins Nebenzimmer und vermochte kaum, diesen das Geschehene mitzuteilen. Als der bekümmerte Vater Nachschau halten wollte, war der Liebhaber mit den verräterischen Bockfüßen verschwunden, und die krankhafte Tanzsucht des unerfahrenen Kindes war es auch.

ARCHIV 10, 133; vgl. JEGERLEHNER, Sagen u. Märchen a. d. Oberwallis 201 Nr. 98 ff. u. Anm. dazu; ZINGERLE, Sagen aus Tirol² Nr. 679 u. Anm.

8. Das Niederdorf.

Das Niederdorf ist eine grosse, sanft geneigte Schutthalde, bewachsen mit genügsamen Erlen und dürftig ernährten Tännlein. Sie bedecken ein reiches, prächtiges Dorf samt Mensch und Vieh, das heut noch stehen könnte, wenn nicht die Bosheit der Menschen, die so reichlich von Gott geschenkten Lebensgüter gar oft in sinnloser Verirrung nicht richtig zu teilen verstünde.

Die breitschultrigen Bauernhäuser des Dorfes verrieten schon äusserlich das „Haben“, so dass sich das „Soll“ in Gestalt der zahlreichen Bettlerscharen des Landes zum „Haben“ hingezogen fühlte, um vom Überschuss etwas abzuziehen. Die reichen Dorfbewohner trachteten schon lange darnach, diese Landplage, wie sie die Besitzlosen zu nennen gewohnt waren, von sich fern zu halten. So kamen sie schliesslich auf den Gedanken, die Brücke über die Simme abzutragen und an deren Stelle eine Zugbrücke zu erstellen, die nach jedesmaligem Gebrauch sofort zurückgezogen wurde. Vergnügt konnten sie nun zusehen, wie die Landplage dem Dorfe zusteuerte, am Ufer stehen bleiben musste, nach einem allfälligen anderweitigen Übergang spähte und schliesslich unter mannigfachen Verwünschungen davon trottete.

An einem späten, finstern Märzabend humpelte ein Krüppel daher, der in einem der Häuser ein gewisses, jährlich eintägiges Verpflegungsrecht zu besitzen glaubte. Denn seine Gebresten hatte er sich bei einem Brandausbruche im Niederdorf geholt. Damals hatte er in seinem Wagemut ein Menschenleben gerettet und sich bei den nachherigen Löscharbeiten Verletzungen zugezogen, die ihn zeitlebens zum Krüppel machten. Er versäumte

denn auch nicht, sein Anrecht des Anklopfens jedesmal ausführlich zu begründen. So in Gedanken vertieft näherte er sich der bekannten Dorfschaft und stürzte in der Finsternis in den angeschwollenen Talfluss. Die nächsten Anwohner glaubten einen verzweifelten Aufschrei gehört zu haben, und am nächsten Tag zog man in der Griessenoey einen Ertrunkenen aus der Simme, der von einer einhängenden Erle aufgehalten worden war, und der sogleich verscharrt wurde, um unnötige Kosten zu ersparen.

Im Niederdorf munkelte man davon, wieder eine feste Brücke zu erstellen, aber gute Gedanken verschwinden gar oft mit dem weichenden Tag, und das Gewissen reicht bei gar vielen nur bis zur Möglichkeit einer gerichtlichen Überführung.

Es blieb beim Alten. Die „Landplage“ kam und ging wieder, und auch der März zog wieder ins Land. Gerade am Jahrestag des unglücklichen Endes des armen Krüppels ertönte von neuem der Todesschrei des Stürzenden. Ein tosendes Zittern, ein fürchterlicher Krach und übers Niederdorf stieg eine Staubwolke in die Luft. Der Berg hatte sich über das Dorf gelegt und bewahrt seither sorgfältig die vergrabenen Reichtümer des Niederdorfs vor der „Landplage“.

9. Die Teufelsmedizin.

Das hochgelegene Iffigentälchen ob Lenk soll vor alten Zeiten ein fruchtbare Gelände gewesen sein, bewohnt von einem rührigen arbeitsamen Völkchen, das dem Boden sogar Korn und Wein abzuringen verstand. Zu jener Zeit lebte dort auch ein sehr geschickter Doktor, der weithin berühmt war und oft sogar ins Wallis zu Leidenden gerufen wurde.

In den frühesten Morgenstunden wurde er einst zu einem Kranken ins Tal von Lenk hinunter gerufen. Aber trotz seines reichen Wissens und einer seltenen Erfahrung kannte er kein Mittel gegen diese Krankheit. Er gab sich grosse Mühe, ein wirksames Mittel kennen zu lernen, doch lange umsonst. So befragte er denn auch ein altes Männchen. Mit geheimnisvoll blinzenden Augen riet ihm dies: „Das kann der Teufel wissen! Gehe nach Hause, stelle mitten in das Zimmer einen Stuhl, setze dich darauf und nimm ein Buch zur Hand! Dann wird der Teufel erscheinen und dir das Mittel nennen. Vergiss

jedoch ja nicht, um den Stuhl herum einen Kreis zu ziehen, damit der Teufel keine Gewalt über dich haben kann!“

Widerstrebend entschloss sich der Doktor den Rat zu befolgen; doch es handelte sich ja um seinen Ruf und um die Heilung eines Kranken.

Er tat wie ihm befohlen war. Der Teufel erschien auch wirklich, ebenfalls mit einem Buch in der Hand, und forderte den Doktor auf, sich ihm zu verschreiben; denn die schlechten Zeitläufe gestatteten es ihm für sein Geschäft nicht, eine fast reife Beute fahren zu lassen. „Ein Stück gegen das andere!“ lautete mit bezwingendem Lächeln die eintönige Forderung, „dann magst du des gewünschte Mittel kennen lernen.“ Der Angstsweiss tanzte dem Doktor auf der Stirne von heissem innern Kampfe. Doch er lehnte endlich entschieden ab und erst jetzt besann er sich, dass er vergessen hatte, den Kreis um sich herum zu ziehen.

In furchtbarem Zorn aber verliess der Teufel das Haus, das in seinen Grundmauern erzitterte und von einem entsetzlichen Gestank erfüllt wurde.

Über solche „Wunderdoktoren“ vgl. JEGERLEHNER, Sagen u. Märchen a. d. Oberwallis Anm. zu 91 Nr. 119, 241 Nr. 14 und 261 Nr. 1.

10. Die „glüwni“ Kuh.

Zum Stucki Sami, einem reichen Bauern, der auf der Sulzig oberhalb Lenk auf der Vorsasse sein zahlreiches Vieh besorgte, kam eines Tages ein Zwerglein und begehrte Käse zu kaufen. Als der Handel abgeschlossen war, begehrte der Zwerg ein Weiteres. Er hätte gar zu gerne von Sami eine Kuh „z'lächne“ (leihweise) gehabt, nur für einen Sommer. Denn das Zwerglein hätte sich gerne den schmackhaften Käse selbst zubereitet. Sami weigerte sich zuerst, da er Weide genug habe. Doch das Zwerglein liess nicht ab, und auf das Versprechen eines hohen Kuhzinses hin, willigte Sami schliesslich ein und übergab ihm die beste Milchkuh, den „Gäbel“.

Befriedigt verschwand das Zwerglein mit der Kuh und gebot dem Sennen, den Namen der Kuh ja nicht auszusprechen, wenn es ihm diese im Herbst wieder zurückbringe.

Der Sommer verstrich, und Sami war mit seiner Herde wieder auf die Sulzig herabgezogen. Als er eines Morgens in der Frühe vor dem Stafel nach seinem Viehstande sah, ge-

wahrte er eine „Züglete“ mitten durch die Waldritzfluh daherkommend, wo sonst höchstens die flüchtigen Grattiere da und dort stand zu fassen vermochten. Voran schritt das Zwerglein, das Sami sofort wieder erkannte. Jetzt musste er genauer zusehen, ob sein „Gäbel“ auch dabei sei. Zu seiner Freude erkannte er denn auch gar bald sein liebes Tier und sagte halblaut vor sich hin: „O, d'r Gäbel chunnt emel noch!“ In diesem Augenblicke aber musste er auch zusehen, wie die gute Kuh über die hohe Felswand hinunter zu Tode stürzte. Betroffen trat er zurück in das Stafel, sich wegen seiner Unbedachtsamkeit tadelnd, und brütete so vor sich hin. Da trat das Zwerglein zur Türe herein zählte den versprochenen Kuhzins in blanken Geldstücken auf den Tisch und sagte:

Hettist gschwiege,
Wiest jetz z'friede!

Darauf verschwand es.

Vgl. folgende Nr.: KÜEFFER 91 Nr. 35; GEMPELER 1, 22. Vgl. zum Schlusse JEGERLEHNER, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis 20 Nr. 29.

11. Das Zwerglein im Iffigen.

Am nördlichen Fusse des Wallisberges dehnt sich längs des langgestreckten Hohbergs zwischen beiden eingeschlossen auf zwei Stunden weit ein enges Bergtal aus, das Iffigental. Zahlreiche Herden weiden dort im Sommer begierig das saftige Berggras, und die Sennen führen in ihrer Abgeschlossenheit ein beschauliches Leben.

Eine schwüle Sommernacht kämpfte hartnäckig mit dem anbrechenden Tageslicht, und das sich zusammenballende graue Gewölk löste sich auf in schwere Regentropfen, bis ein regelrechter Landregen die Gefilde übergoss.

Der Groppisenn hatte sich in endlicher Erwartung des Tagesanbruchs mehrmals von einem Ohr aufs andere geworfen, bis ihn die schwache Dämmerung vom Lager trieb. Dann trat er langsam Schrittes vor die Sennhütte, um sich in der kühlen Quelle zwischen den mächtigen Felsblöcken den Schlaf aus dem Gesicht und von Brust und Armen wegzuwischen.

„Wenn am Morgen Regen eintritt, so regnets den ganzen Tag,“ sagte er prophetisch zu seinen Genossen, als die Türe in ihren hölzernen Angeln knirschend wieder in die Öffnung zurückfiel. Und das tat es auch.

Nach getaner Arbeit setzten sich die Sennen um die Feuergrube herum und brieten zum Zeitvertreib am offenen Feuer hart gewordene Kässchwarten.

Jetzt öffnete jemand von aussen die Türe, und herein trat ein kleines Männchen, das sich unaufgefordert zu den Sennen ans wärmende Herdfeuer setzte und mitplauderte.

Nach geraumer Weile wagte das Zwerglein, an die Sennen die Bitte zu stellen, ihm doch für einige Zeit eine Milchkuh zu überlassen. Nun wussten die Sennen gut genug, dass man einem Zwerglein niemals eine Bitte abschlagen dürfe. Doch trauten sie dem Kleinen nicht recht, blinzelten einander verschmitzt zu und gaben ihm eine Kuh, jedoch die schlechteste von allen. Damit war das Zwerglein wohl zufrieden, obschon seinen klugen Blicken das beredte Augenspiel der Bergler nicht entgangen war. Es band die Kuh an einen langen, feinen Faden und führte sie dem Mittaghorn zu, einen sonst ungehbaren Felsenpfad hinauf, wo es plötzlich verschwand, während ihm die Sennen schreckerfüllt nachschauten und jeden Augenblick befürchteten, die Kuh würde in den schaurigen Abgrund zu Tode fallen. Doch sie trösteten sich mit dem Gedanken, durch ihren klugen Einfall nur die geringste Kuh hergegeben zu haben.

Das Zwerglein war nicht wiedergekommen, und die Bergler betrachteten die geliehene Kuh als verloren als sie ihre Herden zu Tal trieben. Nach alter Gewohnheit zog wieder der Winter durchs Land und musste auch wieder weichen.

In den Schwenden lagen noch drei Schneeflecken, die von ferne wie drei weisse weidende Kühe erscheinen mochten. Gestützt auf dieses Anzeichen konnte wieder zu Berg gefahren werden, und bald erschallte auf der Iffigenalp wieder trautes Herdengeläute, schallte von einer Felswand zur andern, stets weiter hinaufsteigend, bis die anmutigen Töne über den Hohberg hinüber entfliehen konnten.

Da erschien eines Morgens in aller Frühe das Zwerglein wieder vor der Groppihütte und führte die geliehene Kuh an langem, seidenem Faden. Die Sennen trauten ihren schlaftrunkenen Augen kaum. Das Zwerglein aber schien Eile zu haben und liess keine Zeit verstreichen. Die Kuh eilfertig losbindend, bemerkte es, es hätte jetzt Käse und Anken genug für seinen Lebtag. Es dankte höflich und bedeutete ihnen, den Lehenzins trage die Kuh im linken Hinterfuss zwischen den Klauen, und fort war es.

Das war so rasch gekommen, und die Sennen dachten nach einer geraumen Weile, zwischen zwei Klauen einer Kuh wäre kaum viel Platz für einen ordentlichen Zins. Sie waren froh, die Kuh wieder zu besitzen und trieben sie durch den Pfuhl watend dem Brunnen zu.

Wo aber nichts sein kann und doch noch etwas sein könnte, da schleicht die Neugierde heran. Die Sennen hoben den linken Hinterfuss der Kuh auf, strichen mit der flachen Hand zwischen den Klauen hindurch und fanden nur ein paar Weizenkörner, die sie verächtlich wieder wegwarf.

Einer von ihnen aber hatte von der Grossmutter einstens gehört, man solle die Gaben des guten Zwergvolkes nicht verachten. Er ging nochmals zum Brunnen, jedoch allein, las von den Körnern wieder zusammen, so viel er noch finden konnte und bewahrte sie heimlich in einer gesprungenen Tasse auf.

Am Tage vor der Abfahrt nun stöberten die Sennen nach allem, was zu Tal gebracht werden musste und fanden in dem kleinen Gefäss ebenso viele Goldklümpchen als Körner hineingelegt worden waren. Die grössere Anzahl aber liegt wohl noch heute verstreut im Kote neben dem Brunnen bei der Groppisennhütte.

Vgl. vorige Nr.; KUONI Nr. 215. Über die scheinbar wertlosen Gaben der Zwerge und Feen siehe JEGERLEHNER, Sagen u. Märchen a. d. Oberwallis 2 Nr. 2 Anm.

12. Das Zwerglein mit der Geige.

Der grösste Stolz des Simmenthalerbauern sind seine Berge, wie er die saftigen Alpweiden kurzweg nennt. So werden auch die guten Eigenschaften des Idealberges trefflich bezeichnet durch den Volksmund in Lenk, der sagt: „Wissebärg der gröscht, Siewle der höechst, Metsch der schöest, Bummre der bescht.“ Gewiss, der grösste, höchstgelegene, schönste und beste Berg — wenn man ihn nur haben könnte —, das wäre etwas auch noch für andere Leute.

Hubel-Köbel besass nun zwar nicht den ganzen grossen Weissenberg, das wäre ja kaum denkbar, aber immerhin einen so beträchtlichen Anteil daran, dass zwei oder drei andere Bergteiler zusammenstehen mussten, um bei einer Abmehrung die Stimme Köbels wettzuschlagen.

Auf dem Oberlager stand seine mächtige Sennhütte. An einem der schönsten Tage der Sömmerrungszeit begab sich Köbel nach dem Melken vom Stafel weg, um nach einem noch nicht herbeigekommenen Kälbchen zu schauen. Ein grauer Schreck durchfuhr seine Glieder, als er sich wieder dem Stafel

näherte; der First entlang entrangen sich, unter dem Überdach hervorqualmend, zaghafte sich windende Rauchwölkchen. Sollte es brennen? Unbegreiflich. Seit dem frühen Morgen hatte er kein Feuerlein gemacht und noch vor kaum einer halben Stunde alles in Ordnung verlassen. Er verdoppelte seine Schritte, stiess die Staffeltüre auf, und — ein Zwerglein ruderte kräftig im grossen Käskessi herum. Köbel hatte einige Worte der Verwunderung auf der Zunge. Doch noch rechtzeitig kam ihm die Mahnung der seligen Grossmutter in den Sinn, Zwerglein bei der Arbeit ja nicht durch Worte zu stören. Ohne weiter nachzuschauen schritt er über die Steinplatten der Stube zu und legte sich ins Bett, wo er bald gewohnheitshalber einschlief. Gewohnheitshalber; denn ein kurzes Mittagsschlafchen hat sich Köbel immer gegönnt, und zwar nicht nur Köbel, sondern alle Sennen im Umkreis. Das gehört überhaupt von Alters her zu jedem richtigen Senntum, wenigstens so weit Zeit und Arbeit die richtige Verteilung gefunden haben.

Nach einer Weile wurde Köbel vom Zwerglein aufgeweckt und freundlich aufgefordert, mit ihm frische Käsmilch zu trinken. Wortlos holte er von der Speisebank, die beinahe unter der Decke angebracht war, ein grosses Stück Käse herunter und stellte es neben Milchnapf und Nidelstotzli auf den grobgezimmerten Tisch. Stillschweigend genossen sie das einfache, jedoch köstliche Mahl.

Nun forderte ihn der Zwerg auf, das Geigenspiel zu erlernen. Das kam nun zwar dem guten Köbel etwas merkwürdig vor. Seine klotzigen Melkerhände wollten sich weder auf Saitengriff noch Bogenstrich verstehen. Doch gab das kleine Männchen willig Anleitung und Köbel wusste, dass man einem Zwerg gehorchen müsse und nichts reden dürfe. Zu seinem eigenen Erstaunen ging das Spiel nach kurzer Zeit ganz ordentlich, so dass Köbel selbst Freude daran bekam und jeden Tag ein Stücklein oder zwei spielte.

Bei der nächsten Gelegenheit suchte er eine Geige zu erstehen, spielte oft darauf und brachte es bald zu ordentlicher Fertigkeit, weshalb ihn die Nachbarn nicht wenig beneideten. Einem dieser Nachbarn vertraute er nun einst an, wie er das Geigenspiel erlernt habe. Was ein anderer konnte und vermochte, das musste diesem auch zu eigen sein.

Nach geraumer Zeit kam endlich ein Zwerglein zu diesem Nachbarn. Vorlaut forderte er das kaum zur Türe herein-

getretene, vor Eile noch pustende Männchen auf, ihn auch Geige spielen zu lernen.

Zornig ergriff ihn der Zwerg, riess ihn in tausend Stücke und warf ihn auf das Dach.

JEGERLEHNER, Sagen u. Märch. a. d. Oberwallis 18 Nr. 26 u. 27 und Anm.; LÜTOLF 457 Nr. 424; KOHLRUSCH 278; VERNALEKEN, Alpensagen 181.

13. Das Gemskäslein.

Ein armer Geissbube erhielt von den Bauern, die ihn im „Kehrum“ erhalten mussten, meistens nur sehr sparsame Taschenfüllung, welche meist schon aufgezehrt war, ehe er mit der Herde den Weideplatz erreicht hatte. Die alten Geizkragen mit eingefallenen Wangen und eingezogenen Mundwinkeln mussten offenbar sogar frische, runde Backen als Verschwendung betrachten, und die übereinandergekniffenen Lippen hüteten sorgfältig jedes unnötige Wort, das ja ohnehin nichts eintrug.

Unser Hirtenbüblein kam jeweilen erst abends spät wieder nach Hause und liess den Hunger auf dem Weideplatz zurück, um ihn am Morgen dort getreulich wieder zu finden. Wozu hätte es denn diesen leidigen Genossen mit nach Hause nehmen sollen, wo er ohnehin nichts zu tun hatte!

Trotz alledem trug das Bürschlein natürliche Fröhlichkeit mit sich. Des freute sich ein Zwerglein, das vom nahen Felskopfe schon manchen Tag zugeschaut hatte.

Eines Tages brachte nun der mitleidige Zwerg dem hungernden Wicht ein zierliches Gemskäslein. Und Gemskäslein sind bekanntlich sehr nahrhaft, zumal sie noch von Zwerglein gemacht worden sind und in Felsspalten aufgespeichert werden.

Freudig nahm er das Käslein, doch sollte er des Sprüchleins eingedenk sein:

Zässes muescht ha,
es Stümpli la stah!

Nun hatte die Not ein Ende. Jeden Tag ass das Hirtenbüblein von seinem Käslein, bewahrte aber immer ein kleines Stücklein in seiner Tasche auf. Am Morgen steckte dann wieder ein ganzes Käslein in der Tasche.

Eines Tages gesellte sich nun ein anderes Hirtenbüblein zu unserm Bürschchen. Nach mancherlei Zeitvertreib setzten sie sich auf ein verlassenes Ameisenhaus und assen das Käslein ganz auf.

Am nächsten Morgen suchte das Hirtenbüblein vergeblich nach dem gewohnten Käslein, so auch an den folgenden Tagen, und seither tragen halt die Geissbuben ihre Hände in den Taschen.

GEMPELER 1⁴, 91; H. HERZOG, Schweizersagen 1 (1913), 62 Nr. 48; LÜTOLF 483 Nr. 444 b d; 487 Nr. 447.

14. Die Zwerge in den Staldenschöpfen.

In den Staldenschöpfen „ob dem Bach“ wohnte vor alter Zeit ein lustiges Zwergenvolk, welches den Bewohnern von Oberried jahraus, jahrein gar manche Hilfe leistete bei ihrer reichlichen und schweren Arbeit. Beim Besorgen des Viehs, beim Heuen im Tal und auf den Bergen, beim Holzaufrüsten im Walde, kurz überall wussten sie geschickt Hand anzulegen. Wo das Zwergenvolk Einkehr hielt, da litt man niemals Not; es brachte halt überdies als willkommene Zugabe Glück ins Haus. Als Lohn erhielten die guten, kleinen Männchen Milch und Käse. In zierlichen, hölzernen Eimern und kleinen Säcklein aus Gemfsellen trugen sie ihre Schätze in ihre Felsenwohnungen hoch oben im Staldenschopf und waren zufrieden.

Doch die „gwundrigen“ Bewohner waren es leider nicht. Wohl wussten sie die treuen Dienstleistungen zu schätzen und waren zur sichern Erkenntnis gelangt, dass mit den Zwergen Glück in Haus und Stall einzog. Aber in ihren Köpfen summte es je länger, je mehr; sie dachten, sie lauschten und guckten, denn sie hätten gar zu gerne gewusst, wo das Zwergenvolk hauste, und eines Tages endlich wagte es einer, sie darüber zu befragen. Eine Antwort erhielt dieser zwar nicht, dafür aber ein paar zugeworfene böse Blicke, die gar wohl eine deutliche Antwort sein mochten. Der „Gwunder“ sass jedoch in den Leuten fest und wuchs mit der Zahl der fortwährend vergeblich gestellten Fragen, bis eines Abends spät einige Männer heimlicherweise den guten Zwerglein nachschlichen, als diese mit ihrem Tageslohn nach Hause wanderten. Doch die Zwerge merkten die Nachspürenden, liessen sich aber nichts merken. Sie schritten langsam vorwärts und betraten einen schmalen Felsenpfad, der mitten durch die Staldenschöpfe führte. Zwar wagten es die Männer nicht, den Männchen in tiefer Nacht auf so gefährlichem Pfade weiter zu folgen. Aber am nächsten Morgen, der sie zeitig weckte, gewahrten sie, dass der schmale Felsenweg zu einer Höhle führte. Jetzt wussten sie endlich, wo die Zwerglein wohnten, und eine halbe Stunde später wusste es auch das ganze freudig erregte Tälchen.

An diesem Tage blieb die Hilfe des emsigen Zwergenvolkes aus, am nächsten ebenfalls und am dritten abermals, und — die Zwerge kamen niemals wieder.

Die Leute aber mochten ihre Arbeit nicht mehr so leicht bewältigen. Sie klagten einander oft über die übermässige Anstrengung. Misshelligkeiten, Streit und Unglücksfälle lösten einander ab. Die Zwerglein aber sollten wieder besänftigt werden.

Die drei Männer, welche den Zwergen nachgeschlichen waren, mussten sich deshalb eines Tages auf den Weg zur Höhle begeben, welche sie denn auch auf dem schwindlichen Felsenpfad erreichten. Das Zwergenvolk fanden sie nicht darin. In der Höhle aber stand mitten ein zierlicher Steintisch und vor derselben eine mit feinem Moos gepolsterte Bank. Die am letzten Tage heimgebrachten Schätze, ein ansehnliches Stück Käse und ein Töpflein voll süsser Nidle standen unberührt auf der sauberen, glänzenden Steinplatte.

15. Der Bommerngraben.

Der Senne hat es von jeher geliebt, seinen Kühen und Rindern Glocken und Schellen umzuhängen. Sowohl jene als auch die klugen Horntiere selbst haben Freude an dem lieblich tönenden Halsschmuck.

In den Ehhäften ob Oberried lebte vor alter Zeit alleinstehend ein älterer Mann. Gesellschaft leistete ihm der unermüdlich anspornende, jedoch sehr schweigsame Geiz. Geistige und körperliche Roheit waren die notwendigen Anhängsel, und die übrigen Leute mieden den Ehhäftler in seiner weitabgelegenen Behausung. Der Ehhäftler mied seinerseits die andern Leute zwar auch, hatte aber stets ein um so wachsameres Auge auf deren Besitztümer, zumeist auf bewegliches Eigentum. Und dass einmal ins Auge gefasste Gegenstände wirklich beweglich wurden, dafür sorgte der Ehhäftler in stillen, finstern Nächten schon ungeheissen, und das wussten die Bewohner der Nachbarschaft.

Ganz besonders hatte er es auf einzelne Stücke der Viehhabe seiner Berggenossen abgesehen, und hatte er ein solches auf der Weide oder im fremden Stalle erwischt, so war es auch bald verschwunden. Im hölzernen Rauchfang aber baumelten saftige Fleischstücke.

Dem Lauenen Melk¹⁾ lief an einem nebligen Herbsttage eine Ziege weg, und er fand sie nicht wieder. Ein Jahr später musste sich ein Kalb des Melk in den Felsen des Metschhorns

¹⁾ Melchior.

verstiegen haben und dort zu Tode gestürzt sein, und Melk fand es nicht wieder. Dann war ihm in einer Nacht ein schönes Rind aus dem Stalle gekommen, und doch trug dasselbe eine helltönende Schelle, und Melk hatte in der Nacht kein Läuten vernommen.

Kein Zweifel! Der Ehhäftler hatte in der Nacht das Rind geholt und die Schelle mit Tüchern umwickelt, um sie am Läuten zu verhindern. Melk verfolgte die frischgetretenen Fusspuren. Sie führten gegen den prächtigen Tannenwald einwärts den Ehhäften zu. Die Spuren verloren sich im Walde. Melk aber verfluchte den grossen Tannwald zwischen Ehhäften und Lauenen, der die Schelmentat des Ehhäftlers verdecken half.

Drei lange Regentage lösten drei herbstliche, noch längere Regennächte ab. Weit oben zwischen Lauenen und Ehhäften riss sich ein grosses Stück des Berges los und wälzte sich in die Tiefe, die mächtigen Baumstämme zermalmend und unter sich begrabend.

Der Berg ist seither nicht zur Ruhe gekommen. Von den fahlbraunen Zacken löst sich beständig zerbröckelndes Gestein ab, das den darunter hindurch führenden Alpweg fast täglich überschüttet und verdeckt.

Der Senne, der diesen Alpweg benützen muss, legt seiner Herde nicht eine einzige Glocke an und der Treiber lässt hier kein „Hohoi“ erschallen bis der Bach überschritten ist. Die Töne würden den Berg in Aufregung versetzen, so dass herabstürzende Felsmassen die Herde vernichten möchten.

Vorwitzigen Maulhelden, die dies nicht glauben mochten, ist es schon mehrmals vorgekommen, dass sie kaum den Bach überschritten hatten, als Felsstücke wie Giltsteinöfen den eben passierten Weg durchquerten und im Bachbett zerschellten. Der Bommerngraben duldet kein Glocken- und Schellengetön und keine Küherrufe.

Weiter oben liegt noch an einsamer Stelle die Hütte des Ehhäftlers. Doch war sie seither nicht mehr bewohnt, und der Wildheuer schläft auf dem Heuboden, um dem tobenden Ehhäftler nicht in die Quere zu kommen.

16. Der Sillerngraben.

Bei starken Schneefällen im Hochsommer kehrt der Hunger in gar manche Sennhütte ein. In vielstimmigem, ungeduldigem Brüllen fordern die

eingepferchten Vierfüssler oft stundenlang das Notwendigste zu ihrem Leben, das draussen unter der weissen, breiten Decke sorgsam verwahrt liegt. Sehn-süchtig erwartet dann der Senne das Ausapern¹⁾ der Schneeweide, die gewöhnlich an den sonnigsten und tiefstgelegenen Stellen des Berges liegt und während der übrigen Alpzeit auf rauhere Witterungszeiten gespart wird. Auf dem Hahnenmoosberg dauert das unerbauliche Konzert der armen Vierfüssler oft lange. Denn die Alpe liegt hoch oben und ist wild. Deshalb wird sie auch da und dort „D's wild Hahni“ genannt.

Im Hahnenmoos mussten einmal die armen Tiere zwei Tage lang an der leeren Krippe gebunden bleiben, und erst gegen Mittag des dritten Tages legten ein paar Sonnenstrahlen ein Stücklein Weideland unten am Berge frei. Sogleich wurde der ganze Trupp Vieh in die Schneeweide getrieben, welche damals vom anstossenden Sillernberg nur durch ein hohes Holzgatter getrennt war.

Hastig weideten die hungrigen Tiere zusammengedrängt das nasse Gras, als eine Kuh ihre schwächere Genossin durch den Zaun hindurch in den Sillernberg rannte.

Die Sennen von Hahnenmoos und Sillern lebten aber nicht immer in bester Eintracht, und so wurde die eingedrungene, fremde Kuh auf Grund damals bestehender Gesetze sogleich nach Frutigen in den Pfandstall geführt. Für den Grasraub wurde eine solch hohe Entschädigung gefordert, dass sie der Besitzer der Kuh nicht zu zahlen vermochte. Der Streit zog sich derart in die Länge bis in den Herbst und die Kosten wuchsen rasch an. Schliesslich einigte man sich. Der Sillernberg bezahlte dem armen Bäuerlein ein paar Kronen, konnte aber die Kuh als Eigentum behalten. Denn das Bäuerlein hätte die Kosten nicht erschwingen können.

Ein Jahr war dahingegangen, und die Herden wurden wieder zu Berg getrieben. An einem trüben regnerischen Tage weideten die Sillernkühe gegen den Grat hinauf, und unter denselben war auch die Kuh des Hahnenmoosbäuerleins mit der kleinen Schelle. Oben am Berg liegt versteckt ein kleiner Bergsee, der mit einem solchen im Hahnenmoosberg, viele hundert Klafter davon entfernt liegenden, tief unter der Erde zusammenhängt. Auf dem schlüpfrigen Boden oberhalb des Sillernseeleins rutschte die Kuh aus und fiel in den tiefen Bergsee.

Die Schelle mit dem Lederriemen fand man ein Jahr später schwimmend auf dem Hahnenmoossee. Unter dem Sillern-

¹⁾ Freiwerden vom Schnee. Id. 1, 39.

see hatte sich aber ein zerklüfteter Graben geöffnet, der fortan die beiden Berge trennte, so dass dort kein Tier mehr von dem einen Berg auf den andern hinüber gelangen kann.

Die felsigen, schroffen Hänge werden sich dann erst neu begrasen, wenn einmal die Kuh im Sillernsee in den Hahnenmoossee hinüber gelangt sein wird.

17. Das Toggeli im Ammerten.

Das Ammertentälchen am Fusse des erhabenen Wildstrubels soll in alten Zeiten auch ein fruchtbarer Berg gewesen sein, mit so vorzüglichem Futterertrag, wie man ihn weit und breit herum nicht finden konnte. „Je wilder das Gras, desto besser der Käs“, haben die Alten immer gesagt und so war es auch hier. Die paar Sennhütchen schmiegten sich zusammenkauernd unter eine hohe Balme, und wenn im Winter die Lawinen täglich herniederfuhren, deckte die erste die vereinsamten Hütten ein. Die nachfolgenden Schneemassen brauchten ja nicht zu wissen, worüber sie hinglitten. Hart der kahlen Felswand entlang blieb eine Klippe offen, und hier hatte das Toggeli seinen Zugang zu den armseligen Hütten, wo es den Winter zuzubringen pflegte. Das Toggeli war nicht einmal zwei Fuss hoch. Es war dicker als lang und hatte einen ungeheuren Schmerbauch, fast so gross wie das Käskessi der Ammertensennen. Auch hatte es, wie übrigens alle Zwerge, einen Bart, der fast bis zum Boden reichte.

Auch während der Winterszeit hatte das Toggeli Arbeit genug. Es trieb die frierenden und hungernden Grattiere bei sicherem Wetter hinunter zu den verlassenen Heuschobern ins Tal und führte sie bei Lawinengefahr an sichere Stellen, bald hinauf in die Felsen des Ammertengrates, bald hinüber in die zerklüfteten Felswände des Ammertenhorns.

Zur Sommerszeit führte das Toggeli ein behagliches Leben. Es war ein täglicher Gast in den Hütten unter der Balmen und verlangte nur etwas Milch und Käse. Diese wurden ihm gerne gegeben; denn Zerglein soll man ja bekanntlich nicht erzürnen. Es mochte wohl vorkommen, dass es jungmelken Ziegen die Milch aus dem Euter sog. Aber da es sonst niemand etwas zu leide tat, liess man es gewähren.

Zwei Ammertensennen gerieten nun eines Tages auf der Spätweide im Tale in Streit. Sie bezichtigten einander des

Grasraubes, weil bald diese bald jene Kuh einige Büschel Gras auf des Nachbars Wiese erwischen konnte, wenn die Hüterbuben grad nicht zur Stelle waren. Und wie das so geht, war gar bald das Feuer im Dach, und vor keinem der beiden sonstigen Freunde soll mehr etwas sicher gewesen sein, wie sie gegenseitig den übrigen Leuten zornerfüllt da und dort zuraunten. Jeden Tag vor Erlöschen der Tageshelle zog jeder um sein Haus herum, um alles, was nicht niet- und nagelfest war, hinter Schloss und Riegel zu bringen, damit es vor dem schlechten Nachbar sicher sei. Und wenn dieser solchem Hantieren zusehen musste und sich grün und blau ärgerte, wars natürlich besser. Schliesslich hielt es der eine noch für notwendig, auch auf dem Berg nachzuschauen, ob alles in Ordnung sei. Man konnte ja nie wissen! Und siehe da, es fehlte die Milchvolle¹⁾). Die hatte der Erzscheml auch genommen, das war eine ausgemachte Sache, so dachte der Senne über seinen Nachbarn. Sorgfältig verrammelte er alle Türen und stieg talwärts.

Dem Andern blieb der Besuch auf der Alp natürlich nicht unbekannt, und drei Tage später stieg er ebenfalls hinauf zum Ammertenberg. Da stand des Nachbars Milchvolle in seinem eigenen Stafel auf dem Käsbrässle. Selbstverständlich musste sie der „gute“ Nachbar selbst hierher gebracht haben, um ihn der Schelmerei überführen zu können. Die Volle flog zur Türe hinaus auf den nahen Felskopf, die rahmgelbe Gemsmilch spritzte hoch auf und die Volle zerschmetterte weiter unten auf dem harten Gestein. Der Senne verschloss seine Hütte ebenso fest wie sein Nachbar vor drei Tagen und schritt ebenso zornefüllt talwärts, wie es sein Widersacher vor drei Tagen auch getan hatte.

Das fleissige Toggeli hatte den ganzen Tag für seine Gemslein Heubüschel zusammengetragen. Müde kehrte es abends spät zu den beiden Hütten unter den Balmen zurück, um sich an der köstlichen Gemsmilch zu erfrischen und zur Ruhe zu begeben. Denn das Zwerglein hatte die Milchvolle mitgenommen, um die Gemslein zu melken, und Zwerge können bekanntermassen Gefässer ohne Boden gebrauchen. Es hatte die Volle dann in die Nachbarhütte gebracht, weil die andere verschlossen

¹⁾ Milchtrichter und zugleich Sieb.

war. Doch jetzt fand es auch die andere Sennhütte verschlossen. Es hatte sein gutes Herbergsrecht verloren. Zornerglühend trat es auf den nahen Felsvorsprung, um dem Missetäter nachzuforschen. Seine Gemsmilch troff noch langsam über die Felswand hinunter. Es erkannte noch den eilig dahinschreitenden Sennen und bezog dann seine kalte Sommerwohnung in der Felsenhöhle.

Mit Einbruch der Nacht zog der Winter ins Ammertenatal. Sein Gefolge legte sich auf die sprudelnden Bächlein und saftigen Mulden. Klafterhoch lagen die weichen Schneemassen, als drei Tage später ein feiner Sprühregen die Schneebauten zusammenballte und sie oben am Berg langsam in Bewegung setzte. Ein donnerndes Krachen erdröhnte, und der ganze Berg schien in Bewegung geraten zu sein. Loses Gestein und Schneeburgen stürzten wetteifernd zu Tal und erdrückten und begruben die beiden Sennhütten unter der Balmen.

Noch heute zeigen die Leute den „gelben Schopf“, über den die süsse Gemsmilch herabfloss, und die „Volle“, eine Felsplatte, auf welcher das Gefäss zerschellte.

Seit jener Zeit aber bleibt keine Sennhütte mehr auf dem Ammertenberg stehen, und er kann nur noch mit Schafen abgeweidet werden.

Ab und zu flüchten sich die Schafe bei schlechtem Wetter unter die Balmen, wo die Sennhütten einst standen. Da mag es noch etwa vorkommen, dass das Toggeli ein junges Mutterschaf saugt.

Aber gesehen hat das Toggeli seither niemand mehr.

18. Der Schlossvogt auf dem Burgbühl.

Mitten im Talgrund von Lenk erhebt sich einige dreissig Meter vom ebenen Talboden ein kleiner Felshügel, der noch heute vom Volke „Burgbühl“ genannt wird. Auf diesem Felsen thronte vor uralten Zeiten eine stolze Burg, welche von einem noch stolzeren Burgvogt bewohnt war, der sich durch seine Gewalttätigkeit bei dem Volke verhasst gemacht hatte. Die guten Talleute konnten nie wissen, was dem mächtigen Schlossherrn missfallen könnte. Um vor seinen Launen sicher zu sein, mussten sie gar manche Arbeiten so viel als möglich bei Nacht und Nebel verrichten. Auf Grünenbühl wohnte zu jener Zeit ein fleissiger, sorglicher Hausvater mit seiner grossen Familie

in nicht sehr glänzenden Verhältnissen. Das Unglück, das so oft mit unberechenbarer Tücke mit Menschen spielt, liess eines strengen Wintertages vor Tagesanbruch oben im „Giger“ eine Lawine losbrechen, die dem Grünenbühler seine Scheune mit der ganzen Viehhabe zu Tale trug und grausam alles durcheinanderwarf. Not und Darben zogen deshalb in das Haus zu Grünenbühl ein, so dass man nicht mehr wusste, wo aus und an.

Ein reicher Bauer aus dem Pöschenried empfand Mitleid mit der armen Familie. Er band seine schönste Kuh von der Krippe, um sie dem bedrängten Talgenossen zuzuführen. Die besorgte Frau riet ihm, den weiten Umweg über die Langermatte zu nehmen, da er sonst vor dem grausamen Vogte nicht sicher sei. Aber auf der Langermatte lag der Schnee noch mannstief und das gute Herz glaubte hoffen zu dürfen, der Talvogt könnte darob eher milde gestimmt werden und würde am Ende vielleicht sogar ein Stück Vieh mittreiben lassen. So schritt er denn gemächlich fürbas und trottete die Rohrgasse herunter, als der Vogt seiner gewahr wurde. Unmenschliche Zerstörungswut bemächtigte sich des Vogtes und nach einer halben Stunde sassen Mann und Tier gefangen auf seiner Felsenburg. Selbst einer der verrohten Burgknechte wagte es, ein gutes Wort einzulegen; erhielt jedoch für diese Unbotmässigkeit zwanzig wohlgezählte Stockstreiche. Den Bauern liess man aus Gnaden für diesmal laufen, aber die Kuh wurde getötet und an zwei Felsentannen der Felswand gehängt, damit die Vögel zum Hohne des frechen Gesindels auch einmal einen Feiertag hätten.

Der Grimm der Bergleute wurde durch diese ruchlose Tat des Talherrn aufs Höchste gesteigert. Die Männer der ganzen Umgegend rotteten sich in der Morgenfrühe zusammen, zogen nach dem Burgbühl, nahmen die Burg ein, vertrieben den Vogt und zerstörten die Feste bis auf den Grund. Von der ganzen ehemaligen Pracht des Burgbühlenschlosses zeigt man heute nur noch ein zierlich in den Felsen eingemeisseltes Loch, das den Burgleuten als Brunnen gedient haben mag, von der Wissenschaft aber als Gletschermühle bezeichnet wird.

Die Schätze des Burgvogts aber sind in einem der vielen Felsenkessel vergraben und können nicht gehoben werden, so lange die Gewalttaten des Burgherrn ungesühnt bleiben.

19. Der Kornsegen.

Der Muttenmani war ein armes Bürschchen. Als sein Vater starb, hinterliess dieser seinem einzigen Sprössling nichts als einige Bündel Heil- und Wundkräuter, ein paar gute Zaubersprüche mit dem obligaten „Probatum est“, die vererbte Gabe des Wahrsagens und eine grosse Kundschaft das Simmenthal hinab, das Frutigthal hinauf, der Saane entlang bis ins Welschland hinein, und endlich noch weit hinab ins untere Bernbiet. Wie sein „Att“, so hatte auch Mani keinen andern Lebenszweck, als sich selbst, wenn auch künmerlich, durchs Leben zu bringen.

Jährlich zweimal unternahm Mani mit seiner Hütte seine Reise landauf, landab, und dann noch etwa, so oft als er in gar dringenden Fällen gerufen wurde. Zwischenhinein hatte er zu Hause auf Ägerten Arbeit genug. Dem einen war eine Kuh verhext worden, so dass sie lahm lief, einem andern wurde die Milch gezogen, einem dritten war ein Rinderli in einen bösen Luft gekommen, einem vierten blähte es alle frischgemachten Käselaibe, ein lebenslustiges Mädchen hätte sich gerne den Zukünftigen wahrsagen lassen, und was sonst noch etwa an „Prästen“ und Wünschen der leidenden und suchenden Menschen vorkommen mochte. Da musste Muttenmani überall helfen und raten und taten.

Für seine Mühewaltung erhielt er etwa ein Stücklein Käse, die kleinere Hälfte einer saftigen Speckseite, vielleicht auch hie und da gar ein Stücklein Butter, und dann besann sich Mani gewiss nicht zweimal, seine schön gedrechselte Holzbüchse des aus gar mannigfachen Kräutern zubereiteten Pulvers mit wunderbarer Heilkraft zu entleeren. Er streute den Inhalt aus und versorgte in der Büchse sorgfältig das willkommene Geschenk.

Auf Ägerten bewohnte er ein kleines Häuschen, das dem Fuhrensi, einem reichen Bauern, gehörte, und dem er den bescheidenen Hauszins nicht nur durch seine ganz besonderen Berufsarbeiten abverdiente. Er half ihm auch sonst überall, wo es not tat, war also so ein rechter „Chum mer z'Hülf“, wie sie meistens nur in abgelegenen Berggegenden vorkommen sollen. Eine Abrechnung fand unter ihnen niemals statt; sie war aber auch nicht nötig, da man ja auch so zufrieden war.

Einst traf es sich, dass Mani im Unterland auf der Suche nach neuer Kundschaft abends spät zu zwei Leutchen kam,

welche in einem sauberen, kleinen Häuschen mit Ärmlichkeit und Biedersinn zusammen lebten, und vor einigen Tagen hatte sich als fünfter, sehr unwillkommener Bewohner, die Krankheit, eingefunden. Das Mütterchen lag im starken Fieber, und selbstverständlich musste Mani sofort eingreifen, dies um so mehr als zwei Doktoren schon dagewesen waren und keine Aussicht auf Genesung machen wollten. Überdies war Manis Ruf ihm selbst schon vorausgeeilt. Mani suchte ein Mittel hervor, das schon der Vater in allen schwierigen Fällen gebraucht hatte. Er gab ihr davon einzunehmen. Mit einer heissen Kohle zog er vor dem Bett der Kranken einen grossen Kreis um sich herum, rechts, links und vor sich drei Kreuze. Dann sprach er mit feierlicher Stimme:

„Wildes Feuer, wilder Brand!
Flug und Schmerz und geronnen Blut und kalter Brand!
Es umfahe dich,
Gott der Herr bewahre dich,
Gott ist der allerhöchste Mann,
Der dich, wildes Feuer, wilden Brand,
Wilden Flug und Schmerz und geronnen Blut und kalten Brand
Und allen Schaden wieder von dir treiben kann.
Im Namen Gottes, des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen!“

Zweimal noch wiederholte er den bewährten Segen, indem er jedesmal mit vollen Backen über das Lager der Kranken hinblies. Und siehe da! Schon am nächsten Morgen zeigten sich deutliche Anzeichen der Genesung. Der treuherzige überglückliche Greis hätte ihm gerne reichen Lohn gegeben, vermochte es aber in seiner Armut nicht. Und Mani rechnete seine Hilfeleistung wie üblich gegen Unterkunft und Verpflegung. Schliesslich musste jedoch Mani als Bezeugung des Dankes ein paar Weizenkörner mitnehmen, die ihm unter Segenswünschen aufgenötigt wurden, und die er, wie übrigens auch die geringste Gabe, mit nach Hause nahm.

Die paar Körner brachte er natürlich nicht dem Müller, der ihn doch nur ausgelacht hätte. Er versorgte sie in einer Tasse auf dem russigen Plattenschaft und pflanzte sie im nächsten Frühjahr in sein Gärtchen. Im Herbst war er mit seiner Ernte wohl zufrieden.

Der Segen ruhte auf seinen Körnern, und wenn er auch bald Jahr für Jahr immer mehr verkaufen konnte, so war seine

Ernte doch immer doppelt so gross. Nach einigen Jahren schon konnte er eigenes Land bebauen, und auch dieses wuchs beständig. Mani war nun ein gemachter Mann. Er baute sich auf Ägerten ein eigenes Heim, und die Zimmerleute mussten ihm zur stetigen Erinnerung an den Anfang seines Wohlstandes an das schwere Gebälk unter der First drei Ähren ausschneiden, die man noch heute sehen kann.

Mani zog nun nicht mehr im Lande herum. Seine bewährten Heilmittel blieben den Nachkommen unbekannt. Die sicher wirkenden Segen- und Zaubersprüche wurden aber von alten Leuten dem jungen Geschlechte so gut als möglich aus dem Gedächtnisse überliefert. Eifrig wurden sie später noch aufgezeichnet. Doch müssen sie ungenau sein, und sie haben daher ihre Wirkung verloren.

20. Der überlistete Teufel.

Zu hinterst im Pöschenried in den Langerseiten stand ganz nahe am Iffigenfall ein altes, schlechtes Häuschen. Einmal war die First krumm wie ein Regenbogen, und die beiden Dachseiten strebten recht bedenklich der Erde zu. Nur die schweren Schwarsteine, welche die morschen Schindeln zusammenhielten, vermochten noch einigermassen das Gleichgewicht herzustellen. Dazwischen hatten sich ganze Gesellschaften von kleinen Moospflänzchen zusammengefunden und schauten von ihrem erhabenen Standpunkte stolz auf ihre armseligen Erdengenossen hinab, die höchstens an einem Stein oder an einem alten Baumstrunk dem lieblich blauen Himmel zustrebten. Nur zu dem auf der First sich stolz emporrichtenden Hauswurzstock schaute die ganze Moosgesellschaft noch mit einer gewissen Ehrfurcht empor. Dieser Hauswurzstock war es denn auch, der die Hausinsassen all die hunderte Jahre hindurch vor noch schwereren Heimsuchungen, wie sie etwa in andern Häusern eingezogen waren, bewahrt hatte.

Seinerzeit bewohnte dieses Häuschen das arme Makolfi, ein bleiches, sonst aber bildhübsches Mädchen von kaum neunzehn Jahren. Nach dem Tode seiner nächsten Verwandten, die es nach dem seligen Absterben seiner lieben Eltern aufgenommen hatten, wusste das menschverlassene Makolfi nichts Besseres zu tun, als wieder in das elterliche Häuschen einzuziehen.

Um die Zeit des Allerseelentages kam seit Jahren schon über die öden Gegenden des Wallisberges ein einsamer Wanderer und fand bereitwilligst Unterkunft. Er schien mit jedem Jahre jünger zu werden. Es war der Teufel, der auf seiner

üblichen Reise gute Ware suchte. Doch das Makolfi kannte ihn nicht. Es kannte nur das Mitleid.

Der Winter war diesmal frühzeitig ins Land gekommen, als zu Allerseelen abends spät der einzige geöffnete Stotzbalken krachend vors Fenster fiel, so dass die Scheiben klirrten. So klopfte nur das Wallismandli, wie Makolfs Verwandte den späten Wanderer zu nennen pflegten. Das Makolfi huschte eilfertig in die dunkle Küche, öffnete die russige Türe, welche kurz nachher von selbst wieder kreischend zurückfiel und schob den harten Riegel davor. Ein bescheidenes Abendessen und ein Nachtlager sollte das Mandli haben wie immer, bei diesem Hundewetter erst recht.

Der Teufel aber gedachte das einsame Makolfi zum Bösen zu verleiten. Sorglicher als je bewirtete das ahnungslose Makolfi den erschöpften Gast und füllte den grossen Ofen mit knorriegen Ästen. Erst als der Teufel seine Schuhe auszog, gewahrte das Makolfi an den Bockfüßen zu seinem Entsetzen, dass es der Böse sein musste. An ein Entfliehen war nicht zu denken und das Makolfi hielt stand. Reichtum und gleissendes Glück, ein langes Leben und alles nur irgendwie Wünschbare verhiess ihm der Teufel, wenn es sich ihm verschreibe. Aber das Makolfi widerstand. Wenn es nicht mit List zu gewinnen war, so musste der Teufel diese wertvolle Beute fahren lassen. Gewalt durfte er ja nicht brauchen. Durch mancherlei Hin- und Widerrede in die Enge getrieben und zu Tode geängstigt, willigte das Makolfi schliesslich ein, sich neben den Teufel auf den siedendheissen Ofen zu setzen, um zu sehen, wer länger auszuhalten im stande sei. Konnte das Makolfi die Hitze länger ertragen, dann war es wieder frei. Andernfalls blieb es dem Teufel verschrieben.

Grimmig lachte dieser in sich hinein und freute sich seiner List. Er war seiner Sache gewiss. Schon geraume Zeit sass sie auf der heissen Ofenplatte. Das Makolfi litt fürchterlich und fing an auf dem Ofen hin und her zu rutschen. „Wirds dir etwa zu warm?“ fragte höhnisch der Bockfuss, dem es bald selbst zu heiss wurde. „O nein“, heuchelte gelassen das Mädchen, „ich möchte bloss ein wärmeres Plätzchen suchen“. Denn standhaft musste das Makolfi sein, sonst hätte es seine geliebten Eltern im Himmel nicht wiedersehen können. Das war nun selbst dem Teufel zu viel. Zornerglühend sprang er vom

Ofen. Er verschwand mit grässlichem Getöse und hinterliess einen sinnbetäubenden Gestank, der beim Entweichen sogar den Deckel des Rauchfangs auf die Dachseite überlegte. Das Makofli war gerettet.

Übers Jahr zu Allerseelen klopfte niemand an die Hütte des Makofli in den Langerseiten.

KÜEFFER 95 Nr. 45. Über die Sagen vom dummen Teufel und Marcolfus, der hier sonderbarerweise ein Mädchen ist, siehe JEGERLEHNER, Sagen und Märchen aus dem Oberwallis 127 Nr. 146 und 231 Nr. 161 und die Anm. dazu.

21. Der Lindwurm im Betelbergsee.

Eine gute Stunde oberhalb des Dorfes Lenk liegen am Wege zu der aussichtsreichen Mülkerplatte einige schwarzbraune Sennhütten, nicht ganz beisammen, sondern in angemessenen züchtigen Abständen. Eine leichte Anhöhe heisst Dufti und diese trägt auch ein solches Hütchen. Unweit von diesem Stafel, kaum einige Klafter im Geviert, aber von unergründlicher Tiefe, wie es ja diese lieben, kleinen Bergseen und Seelein, diese stillen, verborgenen Himmelsaugen übrigens alle sind, wenigstens so lange, bis der gelehrte, unverständliche Forscher es wagt, mit seinem Senklei die Fadentiefe zu bestimmen oder vielmehr bis — das Seelein einmal plötzlich eintrocknet.

Im Duftiseeli hauste nun seit undenklichen Zeiten ein Lindwurm in Gestalt einer ungeheuren Schlange, Menschen und Vieh gierig und schonungslos verschlingend. Ein Bann hatte dieses Untier dorthin gebracht, und ein Entweichen nach oben bleibt ihm auf ewige Zeiten versagt.

Endlich aber einmal drängt es das garstige Wesen, wieder ans Tageslicht zu gelangen. So frisst sich denn der Lindwurm durch den Berg hindurch nach der Talseite gegen das Pöschenried.

Wenn Tag und Stunde gekommen sein werden, dann wird der Lindwurm seiner seit unendlichen Zeiten gefesselt gewesenen Zerstörungswut freien Lauf lassen, und das freundliche Hochtal des Iffigbaches wird er schrecklich verwüsten und zerstören und Mensch und Vieh verschlingen.